

Universalien – Ein brauchbares Konzept interkultureller Komparatistik?

ABSTRACT

Universals – a useful concept of intercultural comparative criticism?

Comparative cultural and literary studies are today obstructed by postmodern relativism which distrusts all theoretical generalizations, in particular the concept of universals. On the other hand, this concept is successfully applied in linguistics and semiotics. It could also be very useful in comparative criticism, especially in explaining intercultural dissemination of literature. Therefore this essay investigates the concept of literary universals, particularly on the basis of relevant studies written by P. C. Hogan.

Wenn man das Arbeitsfeld und die Aufgaben interkultureller Literaturwissenschaft (Mecklenburg 2008) beschreibt, findet man die interessanteste Partnerdisziplin in der Komparatistik. Denn diese bietet ihr zahlreiche wertvolle Vorarbeiten und Anregungen: von der Imagologie über die Erforschung literarischer Übersetzungen bis zur postkolonialen Kritik.¹ Ebenso aber gewinnt auch die Komparatistik durch die interkulturelle Perspektive viel dazu. Denn sofern Literatur in Kultur eingebettet ist, sind interliterarische Beziehungen zugleich interkulturelle Beziehungen. Nun lehrt die Literaturgeschichte jedoch, dass Literatur zwar immer im Kontext einer Kultur entsteht, aber nicht in sie eingesperrt ist, sondern auch in anderen Kulturen rezipiert werden kann. Gerade die Komparatistik hat das hinreichend erwiesen. Wie aber lässt sich solche inter- und transkulturelle² Rezeption von Literatur erklären?

Der augenblicklich infolge der postmodernen Ideologie in den Kultur- und Kunstwissenschaften fast dogmatisch vorherrschende Kulturrelativismus tut sich schwer, darauf eine befriedigende Antwort zu geben. Was er an Konzepten dafür anbietet, z. B. *negotiation*, ist oft mehr Metapher als Begriff. Er hegt lähmendes Misstrauen gegen theoretische Verallgemeinerungen. Entsprechend verkümmert ist in postmodern kulturrelativistisch angehauchter Literaturwissenschaft und Komparatistik das Feld der Literaturtheorie. Alle

¹ Vgl. Mecklenburg, 2008, Kapitel 13, 14 und 15.

² Zu beiden Begriffen vgl. ebd. Kapitel 5.

Theorie wird verdächtigt, sie stelle unzulässig als absolut hin, was relativ ist, als universal, was partikular ist. Auf die stärkste Ablehnung muss natürlich die Kategorie des Universalen selbst treffen, also auch das Konzept anthropologischer oder literarischer Universalien. Im Folgenden soll dieses Konzept darum auf seine Brauchbarkeit für eine interkulturelle Komparatistik kritisch geprüft werden.³

Universalien sind, so einfach wie möglich erläutert, alles, was nicht nur hier oder da, sondern weltweit zu finden ist. Das ist ziemlich viel und vielfältig, und darum empfehlen sich Sortierungen. Elmar Holenstein, der vorbildlich eine weder eurozentrische noch kulturrelativistische interkulturelle Philosophie⁴ entworfen hat, empfiehlt die folgende: Universalien können auf drei Ebenen sortiert werden: erstens als Gegenstände der materiellen Welt – Natur, Geschichte, Menschen –, zweitens als Vorstellungen von Gegenständen, drittens als Zeichen für Vorstellungen (Holenstein 1985: 128-132). Universale Phänomene können auf allen drei Ebenen Objekte der Wissenschaft sein; und auch diese selbst kann wiederum als universales Objekt betrachtet werden, nämlich als Teilmenge auf der zweiten und dritten Ebene. Spezifisch literarische Universalien, d. h. universal oder transkulturell vorkommende literarische Phänomene wie z. B. Erzählungen, wird man primär auf der dritten Ebene suchen – ganz so wie andere sprachliche, semiotische, ästhetische Universalien auch. Dabei sind die erste und die zweite Ebene jedoch eingeschlossen: Literatur besteht aus sprachlichen Zeichen- und Sinngebilden, und diese beziehen sich, wie andere Zeichen auch, auf Vorstellungen und über sie auf Gegenstände.

Darüber hinaus wird man bei der Suche nach literarischen Universalien aber auch an jene Vorstellungen denken, die von der Literaturwissenschaft hervorgebracht werden: Begriffe, Methoden, Theorien. Geht es primär um transkulturelles Vorkommen literarischer Phänomene, so geht es sekundär um transkulturelle Geltungsgrade literaturwissenschaftlicher Theorie und Terminologie. In diese sekundäre Ebene ist die primäre notwendig eingelagert. In Hinblick auf die Terminologie weisen Kenner nicht-westlicher Literatur und postkoloniale Kritiker bald mehr, bald weniger plausibel auf kulturelle Geltungsgrenzen ‚westlicher‘ Begriffe hin. Natürlich können Literaturwissenschaftler, wie auf viele andere Weise, auch dadurch, dass sie fremde Literatur mit eigenen Begriffen beschreiben, Fehler machen. Und zweifellos kommen bei interkultureller Rezeption und Übersetzung, Interpretation und Erforschung von Literatur kulturzentrische Verzerrungen vor,

³ Zum Folgenden vgl. ebd., Kapitel 11, dessen Schlussabschnitt hier übernommen ist.

⁴ Ebd., Kapitel 9.

namentlich in Form von kolonialisierender westlicher Vereinnahmung nicht-westlicher Literatur.

Aber Literatur fremder Kulturen nur mit deren eigenen Begriffen zu beschreiben, wäre gleichfalls problematisch. Denn wir müssen diese Begriffe erst einmal verstehen, ‚übersetzen‘, zu unseren eigenen Begriffen machen, oder wir homogenisieren die fremde Literatur falsch und schließen sie in ihre kulturelle Fremdheit ein, so dass interkulturelles Verstehen⁵ unmöglich wird. Es bleibt nur ein Weg: Begriffe in behutsamer interkultureller Verstehensarbeit erfahrungsoffen und reflektierend zu verwenden, zu erweitern, umzukonzipieren und um so über eine starre Dichotomisierung ‚eigener‘ und ‚fremder‘ Begriffe hinauszugelangen. „Auf empirischer Basis gewonnene allgemeine Begriffe komparativer Literaturwissenschaft können unsere Rezeption im Sinne eines besseren interkulturellen Verstehens prägen.“ (Paul 1991: 157) Im Übrigen sind die Begriffsprobleme, die von kultureller Alterität herrühren, keineswegs größer als diejenigen⁶, die sich aus der poetischen Alterität⁶ ergeben, der Resistenz literarischer Gebilde gegen Subsumption unter Begriffe.

Die weltweit erfolgreichsten modernen literaturtheoretischen Richtungen, die phänomenologische und die strukturalistische, haben immer wie selbstverständlich einen Universalitätsanspruch erhoben; letztere ausdrücklich als Programm einer universalen Poetik (Hogan 1995: 31). Mag dieser Anspruch theoretisch noch nicht hinreichend reflektiert und begründet worden sein, Konzepte und Verfahren dieser beiden Richtungen haben sich vielfältig und weltweit wissenschaftlich bewährt. Darum dürfte literaturwissenschaftliche Universalienforschung nicht an ihnen vorbei betrieben werden, nur weil es sich um ‚westliche‘ Theorien handelt; sie müsste vielmehr alle Theorieangebote prüfen, östliche wie westliche, klassische wie moderne. Nun gibt es verschiedene Wege, um Geltungsanspruch und Reichweite von Literaturtheorien zu prüfen. Ihre Geltung sei es auf ihre Herkunft, sei es auf ihre Wirkung zu reduzieren, wäre jedoch – wie in Hinblick auf jede Theorie – ein Denkfehler.

Ein Weg der Prüfung besteht darin, dass man nach universalen Elementen in Literaturtheorien sucht, die aus verschiedenen Kulturen kommen (van Peer 1993). Zwar ist der ‚russische Formalismus‘ keine Literaturtheorie für Russen, der ‚Prager Strukturalismus‘ keine für Prager, aber ist ihr Geltungsraum womöglich an die Verbreitung des westlich-abendländischen Literaturkanons gebunden, an dessen Texten sie entwickelt worden sind? Wenn nicht, wie kann man ihren universalen Geltungsanspruch prüfen? Eine solche Prüfung wäre in

⁵ Zum Problem interkulturellen Verstehens vgl. Mecklenburg, 2008, Kapitel 9.

⁶ Zu beiden Begriffen vgl. ebd., Kapitel 12.

zweifacher Hinsicht produktiv: Zum einen lassen sich dabei wahrscheinlich wenigstens einige Universalien, z. B. semiotische, als Grundbausteine identifizieren, die für alle literaturtheoretischen Gebäude benötigt werden (Mecklenburg 1990). Zum anderen lässt sich, bei vorsichtiger Konstruktionsweise solcher Gebäude, ein gemeinsames Koordinatensystem, eine Typologie, ein Bezugsrahmen erstellen, in dem kulturbedingte Verschiedenheiten zwischen literarischen Texten, Literaturauffassungen und Literaturtheorien überhaupt erst genauer erfasst und erörtert werden können (Liu 1975). Leider kranken solche Versuche oft daran, dass die Typologien unvorsichtig, d. h. mit empirisch zuwenig abgesicherter Selektion und Abstraktion gebaut werden. So lässt kulturelle Blickverengung den Bau schief werden und bringt ihn manchmal schon bei geringer Zufuhr an Empirie zum Einsturz.

Einen ausgewogenen Vorschlag für „comparative poetics“ als interkulturellen Vergleich von Literaturtheorien hat, teilweise an James Liu anknüpfend, Earl Miner gemacht (Miner 1990). Mit dem Konzept der Universalien geht er dabei sehr vorsichtig um. Voraussetzung für einen solchen Vergleich ist nach Miner die Autonomie der Literatur: Diese muss sich als eigener kultureller Bereich neben anderen ausdifferenzieren haben. Es muss also ein Literatursystem geben, in dem sich Autoren als solche identifizieren lassen. Nur in solchem Rahmen findet sich, was den Namen einer Poetik verdient. Miner nennt als weltpoetologisch herausragende Beispiele Aristoteles' *Poetik*, die Vorrede zum chinesischen *Shijing* und das Vorwort zum japanischen *Kokinshu*. Basis für einen Vergleich sind gemeinsame Elemente in den kulturell verschiedenen Poetiken. Ein besonders wichtiges Element ist das jeweilige Basis-Genre, auf dem meistens die ganze Poetik aufbaut (ebd.: 23 ff.). Bei Aristoteles ist das, folgenreich für ganz Europa, das Drama, in vielen anderen Kulturen und Poetiken dagegen die Lyrik. So unterscheiden sich mimetische und expressive Poetiken, allerdings bei gemeinsamer Grundauffassung, dass die Welt, die innere wie die äußere, real und erfassbar ist.

Diese Poetik-Typen stehen jedoch nicht in sich abgeschlossen nebeneinander, ihre Differenzen überlagern sich vielmehr inter- und intrakulturell. So gibt es im modernen Westen auch eine anti-mimetische, im modernen Japan eine anti-expressive Poetik. Dennoch bleibt – so Miners These – als auffälliges Merkmal westlicher Poetik gegenüber dem Rest der Welt die Menge mimetischer Komponenten. Dieses Merkmal macht die im Westen dominierende Poetik, weltweit und weltliterarisch gesehen, zu einer Minderheitenposition. Jedoch müssen aus solchen Unterschieden zwischen den Kulturen, Literaturen und Poetiken, die vor allem bei historischer Betrachtung zutage treten, nicht

relativistische Schlüsse gezogen werden. Vergleichende Untersuchung ergibt vielmehr übergreifende Gesetzmäßigkeiten, deren Kenntnis ein interkulturelles Verstehen erleichtert.

Dazu gehört der Aufbau der Poetiken immer auf einem Basis-Genre, auch wenn dieses jeweils verschieden ist. Dazu gehört auch die ebenso universale Vorrangstellung von Fakten gegenüber Fiktionen, auch wenn die Grenze zwischen beiden von Kultur zu Kultur und von Epoche zu Epoche verschieden gezogen werden kann (ebd.: 29 ff.). Auf diese Weise lässt sich ein erkenntnislähmender literaturtheoretischer Relativismus einschränken. Gleichzeitig gehört es aber zur Arbeitsweise komparatistischer Poetik, sich selbstkritisch der eigenen Positionalität bewusst zu sein, z. B. des nahezu unvermeidlichen westlichen Vorurteils gegenüber einer expressiven chinesischen Poetik, die den lyrischen Sprecher mit dem biographischen Autor identifiziert. So kann interkulturelle Poetik einen denkfaulen Kulturrelativismus ebenso überwinden wie einen falschen Universalismus, ein „taking the local for the universal“ (ebd.: 238).

Auf der primären Ebene der Phänomene selbst, der literarischen Universalien, empfiehlt sich als Beispiel die Erzählung, denn sie ist zweifellos ein universales Phänomen. Unter den Kritikpunkten, die sich auf narratologische Theorien beziehen, gibt es auch solche, die ihnen Kulturzentrismus vorwerfen. Aber sie kommen bemerkenswert selten vor, überdies nur unbrauchbar pauschal formuliert, z. B. in Form der allgemeinen Behauptung, ‚westliche‘ Erzähltheorien eigneten sich nicht für fernöstliche Literatur. Kulturrelativisten stellen die phänomenologische und strukturalistische Narratologie zwar global in Frage, bieten aber keine theoretische Alternative. Diese Zurückhaltung dürfte nicht zuletzt daran liegen, dass Erzählen unbestreitbar nicht nur zu den literarischen, sondern auch zu den anthropologischen Universalien zählt.

Mensch sein heißt, in Geschichten verstrickt sein (Schapp 1976). Geschichten gehören zu den Grundstrukturen von Wissen, Erzählungen zu den Grundverfahren, Ordnung und Sinn herzustellen und zu vermitteln (Turner 1996).⁷ Keine Kultur, die ohne Erzählungen wäre. Darin stimmen Universalisten und Relativisten einmal überein. Erzählungen gehören zur Basis von Kultur, die ihrerseits Medium narrativer Identitätsbildung von Gruppen ist. „We are born into webs of interlocution or narrative, from familial and gender narratives to linguistic ones and to the macronarratives of collective identity“ (Benhabib 2002: 15). Aber auch wenn jede Kultur andere Basiserzählungen hat, so sind es doch immer Erzählungen. Darum finden sich im Multiversum des

⁷ Ob auch das besondere narrative Muster der Parabel in dem Umfang, wie Turner es sehen will, zu den „basic structures“ gehört, sei dahingestellt.

Erzählens viele transkulturelle Gemeinsamkeiten. Sie lassen sich als narrative Universalien näher bestimmen.

Das gilt auch für in engerem Sinne literarisches, also für fiktionales Erzählen. Denn das besondere Sprachspiel, das wir Fiktion nennen, gehört zu den literarischen Universalien – bei aller kulturellen Diversität der Grenzziehung gegenüber Nicht-Fiktion. Narrative Fiktion ist das Kommunikationsspiel nach der Regel: Stell dir vor, was ich dir erzähle, ohne zu fragen, ob es wirklich geschehen ist! Die türkische Märchenformel ‚Es war einmal, es war keinmal‘ macht diese universale Grundregel narrativer Fiktion besonders deutlich. Ebenso dürfen einige grundlegende ‚Bauformen‘ und Strukturen literarischen Erzählens als narrative Universalien gelten, z. B. Wechsel von Erzähler- und Figurenrede, Rahmenbildung, Anachronien, auch wenn die Art ihrer Codierung und Decodierung in verschiedenen Sprachen und Kulturen verschieden sein kann.

Anachronien als solche sind jedoch universal, denn sie beruhen auf der für jede Erzählung konstitutiven Beziehung von erzählter Zeit und Erzähltext, Geschichte und Diskurs, Signifikat und Signifikant. Diese Beziehung ist entweder synchronisch oder anachronisch, *tertium non datur*; und das gilt ausnahmslos für alle Erzähltexte. Ein herausragender moderner chinesischer Erzähler, Mo Yan, geht sehr kunstvoll mit Anachronien um, z. B. in seiner Kurzgeschichte *Trockener Fluß* (Mo Yan 1997: 175-187). Das mag zwar genetisch auch mit dem starken Einfluss Faulkners auf ihn zusammenhängen, aber die künstlerische Wirkung dieser Technik bei seinen chinesischen Lesern verspricht er sich mit Recht von deren Fähigkeit, auch ohne Faulkner-Kenntnis Anachronie zu erkennen. Er setzt also auf eine universale narrative Technik, und zwar unabhängig davon, inwieweit diese auf weltliterarische Diffusion, in diesem Fall: auf eine westliche Quelle, zurückgeht. Ähnlich hatte schon Ba Jin für seinen Roman *Die Familie* Bewusstseinsdarstellung eingeführt. Das war eine in der chinesischen Literatur damals neue Technik. Aber man kann sie nicht als westliches Kulturgut festschreiben, sondern muss sie als eine universale Möglichkeit des fiktionalen und nur des fiktionalen Erzählens ansehen, als eine Technik, die, unabhängig von seiner Kultur, jeder Romanautor einsetzen und jeder Leser verstehen bzw. verstehen lernen kann.

Aber wie steht es mit Gattungen wie der Novelle oder mit Techniken wie der Erlebten Rede? Die Novelle wird man, aufgrund der Sterilität aller Versuche zu einer Novellentheorie, am besten als historisch und kulturell spezifische Erzählgattung ansehen, als ein ‚Europrodukt‘, für das sich nur eine begrenzte interkulturelle Diffusion feststellen lässt. Natürlich schließt das nicht aus, eine bestimmte *plot*-Struktur, die man als novellentypisch ansieht, z. B. das

„unerhörte Ereignis“, auch in nichteuropäischen Erzählungen zu finden und damit als einen Kandidaten für Story-Universalien anzusehen. Unerhörtheit, „non-ordinariness“, kommt zwar in aller menschlichen Erfahrung vor, ist aber, als literarisch geformtes Ereignis, immer nur in kultur- und epochenspezifischer Weise näher bestimmbar (Hogan 2006).

Die Erlebte Rede als grammatische Hybridisierung von Erzähler- und Figurenperspektive („Morgen war Weihnachten“) ist an sprachliche Möglichkeiten im Bereich der Deiktika und Tempora gebunden, und lässt sich nicht immer leicht übersetzen, z. B. vom Deutschen ins Japanische. Über ihre Universalität oder Nicht-Universalität entscheidet die Linguistik, die auch bei anderen literarischen Universalien ein gewichtiges Wort mitzureden haben dürfte. Als Zwischenbilanz lässt sich festhalten: Interkulturelle komparatistische Erforschung von narrativen Universalien (Hogan 2003) verspricht zweierlei: zum einen eine empirische Prüfung vorhandener Erzähltheorie, wobei sie nicht-europäische Literatur und Literaturtheorie umfassend einzubeziehen hätte; zum anderen, aufgrund solcher Einbeziehung, gegebenenfalls einen Umbau der Theorie, wobei aber deren analytisches Niveau – z. B. das der Narratologie von Genette, die sich am Erzählwerk Prousts bewährt – nicht gesenkt werden dürfte. Bisher bewegen sich explizite Studien zu literarischen Universalien meist auf geläufigen Bahnen. So teilt Hogan die narrativen Universalien in solche des Diskurses – die er aber leider ausklammert – und solche der Geschichte ein, diese „story universals“ wiederum in „event universals“ und „character universals“. Bei diesen macht er eine Trias von Held, Gegenspieler und Helfer aus – also seit der strukturalistischen Märchenforschung allbekannte Handlungsrollen. Die interkulturell hermeneutische Nützlichkeit solcher „story universals“ wäre noch zu erweisen. Das dürfte am *Traum von der roten Kammer* kaum leichter sein als an der *Suche nach der verlorenen Zeit*. Vielleicht beschränkt sich ihr Nutzen darauf, dass sich von den universalen Mustern werkindividuelle und kulturdifferente Abweichungen leichter abheben lassen.

Ebenso bescheiden mutet Hogans komparatistischer Zugriff auf „imagery“, poetische Bildlichkeit, an. Er soll dem Nachweis dienen, dass sich metaphorische Muster, die kultur- und traditionsspezifisch sind, als Variationen auf universale Prinzipien poetischer Bildlichkeit interpretieren lassen (Hogan 2005). So verdienstvoll die breite Einbeziehung nicht-europäischer Quellen ist, heraus kommt dabei nichts Überraschendes: z. B. „paralleling of social, psychological, and climatic conditions“, also die metaphorische Technik, die wir unter dem Titel ‚Der Held und sein Wetter‘ kennen (Delius 1971). Dennoch mag es von Nutzen sein, zu wissen, dass diese Art von Parallelismus eine

universale Technik ist. Denn damit steht eine stabile interkulturelle Verstehensbrücke für die oft schwierige Interpretation von poetischer Bildlichkeit bereit.

Noch bescheidener nimmt es sich aus, ein weiteres metaphorisches Muster als universalen Topos anzuerkennen. Wie Hogan ermittelt hat, kommt überall in der Weltlyrik ein „cross-cultural linking of lovers with birds“ vor, und zwar unvergleichlich häufiger als Vergleiche z. B. mit Säugetieren. „Machen wir’s den Schwalben nach, / Bau’n wir uns ein Nest!“ Das klingt irgendwie besser als etwa: „Machen wir’s den Schweinen nach, / Suhl’n uns im Morast!“ Diese Aufforderung dürfte transkulturell zweifellos weniger ästhetisches Wohlgefallen erregen als jenes Lied aus der Operette *Die Csárdásfürstin* von Emmerich Kálmán. Sind doch die Schweine den Menschen zu ähnlich, während die – überdies noch zu 90 % monogamen – Vögel das Animalische am Menschen und an der Liebe stärker verfremden! Für solche Subtilitäten hat Hogans Universalienprojekt leider keinen Platz.

Ähnlich grobschlächtig bleibt die These, zu den Universalien zähle Bevorzugung von Realismus in der Literatur, mag sie auch mit literaturtheoretischen Klassikern aus Indien, Japan, China und Arabien belegbar sein und mit der universalen Vorrangstellung von Fakten gegenüber Fiktionen, die Miner konstatiert, gut zusammenpassen (Hogan 1994). Hogan bevorzugt Psychologie und Kognitionswissenschaft als Hilfsdisziplinen und versucht, empirisch ermittelte „laws of taste“ aus „laws of the mind“ zu erklären. Damit erweckt er – vielleicht zu Unrecht – den Anschein, als müsse eine literaturwissenschaftliche Bestimmung von Universalien ihre Exaktheit mit relativer Trivialität erkaufen. So erklärt er zwar recht plausibel, nämlich vortrags- und memoriertechnisch, warum eine Gedichtzeilenlänge von acht bis zwölf Silben universaler Standard ist, aber er schweigt sich darüber aus, was mit solch einem metrischen Universale weiter anzufangen wäre.

Für interkulturelle literaturwissenschaftliche Arbeit ist es letztlich jedoch gar nicht so wichtig, ob die Ermittlung dieser oder jener Universalien von hermeneutischem Nutzen ist. Der entscheidende Punkt ist vielmehr eine Tatsache, die Literaturwissenschaftler, die traditionell historistisch oder postmodern kulturalistisch denken, gern ignorieren oder bezweifeln: Interkulturelle Entstehung, Verbreitung, Wirkung und Rezeption von Literatur ist ein Grundfaktum der Weltliteraturgeschichte, das man schlecht als eine einzige „Kette lächerlicher und grotesker Irrtümer und Missverständnisse“ hinstellen kann (Paul 1991: 156). Dieses Grundfaktum lässt sich allgemein wie auch im konkreten Einzelfall besser erklären, indem man literarische und andere Universalien annimmt, als ohne eine solche Annahme – wie überhaupt das

Faktum interkultureller Kommunikation besser zu erklären ist bei Annahme kultureller Universalien (Wiredu 1996). Die Erklärungskraft wird jedoch dadurch nicht unbedingt erhöht, dass man Universalien der Literatur direkt aus einem anderen Bereich transferiert, z. B. aus der evolutionären Psychologie (Carroll 2001). Die poetische Alterität bleibt dabei oft auf der Strecke, und es kommen allzu generelle, analytisch wertlose „fake universals“ (Clifford Geertz) heraus, die den Spott von Kulturrelativisten herausfordern.

So fragwürdig es ist, auf diesem Wege nach literarischen Universalien zu suchen, das rechtfertigt es keineswegs, das Kind mit dem Bade auszuschütten und die Suche selbst als Irrweg in leere Abstraktionen und unzulässige Verallgemeinerung zu verspotten. Der erfolgreichere Weg besteht darin, Universalien – wie Hogan vorschlägt – streng innerhalb des Phänomenbereichs der Literatur hypothetisch zu erschließen: durch schrittweise vorgehende „explanatory generalization“ auf breiter empirischer Materialbasis. Dabei können und müssen an den literarischen Phänomenen die Momente von Universalität und Partikularität gleichzeitig erfasst werden: Anders lassen sich z. B. Anspielung, Symbolik, Ironie als universale literarische Techniken gar nicht erklären: Sie verlangen vom Leser einerseits kulturelles Wissen, andererseits die universale, weil für jede Sprache und Literatur geltende Kompetenz, diese kommunikativen Techniken überhaupt zu erkennen (Hogan 2005: 227).

Nehmen wir die rhetorische Technik der Ironie als ein Beispiel! Ist Ironie etwas Universales oder Kulturspezifisches? (İpşiroğlu 1996) Einerseits ist sie zweifellos insofern ein universales kognitives und kommunikatives Phänomen, als sie auf der Fähigkeit beruht, Gesagtes und Gemeintes, Zeichen und Bezeichnetes zu unterscheiden. Denn Ironie besteht darin, das Gegenteil von dem zu sagen, was man meint, und dies gleichzeitig zu signalisieren. Diese Basisbestimmung – komplexere text- und stiltheoretische einmal zurückgestellt – definiert, worin Ironiekompetenz besteht. Diese muss zwar ein Kind allererst lernen und kann das erst auf einer bestimmten Entwicklungsstufe; aber jeder Mensch mit ausgebildeter Denk- und Sprachfähigkeit müsste über sie verfügen können, egal, welche Sprache er spricht und welcher Kultur er zugehört. (Faktisch verfügt nicht jeder darüber, vermutlich auch nicht jeder Literaturwissenschaftler.) Andererseits kann Ironiekompetenz, verstanden als die Fähigkeit, Ironie in Äußerungen aller Art, also auch in literarischen Texten, zu verstehen, oft nur in dem Maße erfolgreich praktiziert werden, wie kulturelles Kontextwissen aktiviert wird. Jedoch ist gegenüber solchem Wissen die allgemeine Ironiekompetenz der übergeordnete Faktor. Noch so viel Kontextwissen hilft nicht, Ironieblindheit zu überwinden. Aber selbst ohne oder

mit wenig Kontextwissen lässt sich Ironie in literarischen Texten manchmal erkennen, zumindest vermuten, wenn nur genügend ästhetische Lesekompetenz vorhanden ist. Ironie darf somit zu den literarischen Universalien gezählt werden, auch wenn zu ihrer vollen Erschließung oft kulturspezifisches Wissen nötig ist.

Hogan betont in deutlicher Abgrenzung von Kulturrelativisten, die eine Befassung mit Universalien kategorisch ablehnen und unter Ideologieverdacht stellen: Transkulturelle Gemeinsamkeiten und kulturelle Differenzen schließen sich nicht aus, sie bedingen einander vielmehr: „the study of universal principles does not exclude but complement the recognition of cultural differences. It is often asserted that the search for universals or invariants involves a denial of loss or ignorance of particulars or variants. But nothing could be further from the truth. Certainly the discovery of universal principles indicates the relative superficiality of cultural differences. But it is only through a knowledge of those differences that we can recognize the universals – just as it is only through a concentration on universals that we can isolate and recognize the function of significant differences.”⁸

Außerdem liegt es nahe, analog zur kultursoziologischen Begriffsreihe Gattung / Kollektiv / Individuum in literaturwissenschaftlicher Arbeit die drei Ebenen literarische Universalien / kulturspezifische Faktoren / individuelle Werkmerkmale zu unterscheiden *und* zu verbinden. Das Individuelle an einem Werk beruht ebenso wie seine mögliche interkulturelle Wirkung auf seiner ästhetischen Differenz. Gerade dieses Individuelle lässt sich von einem kulturellen Hintergrund leichter abheben, wenn man dabei auch auf literarische Universalien Bezug nehmen kann. Ähnlich kann ja auch der Freiheitsspielraum und -anspruch des Individuums gegenüber seiner soziokulturellen Zugehörigkeit nicht ohne ein universalistisches Moment begründet werden. Im übrigen besteht bei kulturalistischer Argumentation die Gefahr falscher Verallgemeinerung nicht minder als bei universalistischer: Was das Wesen der Novelle sei, ist universalistisch sicher sehr schwer definierbar, aber noch schwerer, falls es sich überhaupt sagen ließe, was, abgesehen von der Sprache, der Wesensunterschied zwischen einer ‚deutschen‘ und einer ‚italienischen‘ Novelle wäre.

Hogan nimmt eine Reihe von Differenzierungen im Begriff literarischer Universalien vor, die sich an diejenigen von linguistischen Universalien anlehnen: absolute vs. statistische, implikative (typologische), disjunktive, obligatorische vs. optionale, indexalische vs. nonindexalische Universalien (Hogan 2005: 228-236; Hogan 1995: 32 ff.).

⁸ Vgl. Hogan 1995: 37, Anm. 9; vgl. auch Hogan 2005: 226 f.

Weiterhin unterscheidet er sinnvollerweise empirischen und evaluativen Gebrauch von Universalien: Es ist ein verbreitetes Missverständnis, dass Bezugnahmen auf Universalien immer allgemeine Werturteile implizierten und dadurch leicht ideologisch gefärbt seien. Man kann z. B. literarische Diffusions-Universalien (monogenetische Universalien) zuerst empirisch ermitteln und dann kritisch in hegemoniale und nicht-hegemoniale einteilen. Wenn man z. B. *Dallas* zu den hegemonialen Diffusions-Universalien zählen will, so muss man empirische und evaluative Sätze verknüpfen. – Ebenso ist es ein typisches Missverständnis, Universalien mit Stereotypen gleichzusetzen. Wenn es z. B. in einem Text aus der deutschen MigrantInnenliteratur heißt, ‚wir‘, d. h. die südländischen MigrantInnen, hätten warmes, ‚sie‘ dagegen, d. h. die Deutschen, kaltes Blut, dann sind diese Merkmale nicht etwa „anthropologische Universalien“ und als solche falsch (Blioumi 2004: 67), sondern nur schlichte Auto- und Heterostereotype. Es macht wissenschaftlich keinen Sinn, alle möglichen Arten von Allgemeinaussagen unter dem Begriff ‚Universalien‘ zusammenzuwerfen. Man diskreditiert damit nicht das Konzept der Universalien, sondern nur seinen eigenen Begriffsgebrauch.

Abschließend sei mit Hogan auf zwei einschränkende Grundsätze hingewiesen, wobei der zweite aus dem ersten folgt (Hogan, 2007): Erstens: Literarische wie auch andere Universalien kommen niemals als solche vor, sondern begegnen immer nur in spezifischen Ausformungen durch partikuläre Kulturen; sie zu ermitteln bedeutet also nicht, kulturelle Besonderheit zu verneinen oder abzuwerten. Darum bedeutet – zweitens – die Ermittlung von literarischen Universalien ebenfalls nicht, dass damit schon ein interkulturelles Verstehen von Literatur quasi automatisch gegeben wäre. Ihre kulturspezifischen und werkindividuellen Ausformungen können für inter- wie intrakulturelle Lektüre sogar hohe Verständnisbarrieren bieten. Literarische Universalien können interkulturelles Verstehen nicht garantieren, sie können es aber nachhaltig fördern. Mit dieser vorsichtigen Zuversicht dürfen wir Universalien als brauchbares Konzept interkultureller Komparatistik ansehen.

Literaturverzeichnis

Benhabib, Seyla (2002): *The Claims of Culture*, Princeton.

Blioumi, Aglaia (2004): „’Türken‘ und ‚Griechen‘ in der deutschsprachigen Migrationsliteratur.“ In: Durzak, Manfred und Kuruyazıcı, Nilüfer (Hrsg.): *Die andere Deutsche Literatur*, Würzburg, S. 60-70.

Carroll, Joseph (2001): „Universalien in der Literaturwissenschaft“. In: Hejl, P. M. (Hrsg.): *Universalien und Konstruktivismus*, Frankfurt am Main, S. 235-256.

Delius, Friedrich C. (1971): *Der Held und sein Wetter*, München.

- Hogan, Patrick C.** (1994): „The possibility of aesthetics”. In: *British Journal of Aesthetics* 34, S. 337-350.
- Hogan, Patrick C.** (1995): „Beauty, Politics, and Cultural Otherness”. In: Hogan, P. C. und Pandit, L. (Hrsg.): *Literary India*, Albany, S. 3-43.
- Hogan, Patrick C.** (2003): *The Mind and Its Stories. Narrative Universals and Human Emotion*, Cambridge.
- Hogan, Patrick C.** (2005): „Literary Universals and their Cultural Traditions: The Case of Poetic Imagery”. In: *Consciousness, Literature and the Arts* 6, Nr. 2 (Internet).
- Hogan, Patrick C.** (2006): „Story Universals” (Internet).
- Hogan, Patrick C. (2007): „What are Literary Universals?” *Literary Universals Project* (Internet).
- Holenstein, Elmar** (1985): *Menschliches Selbstverständnis*, Frankfurt am Main.
- İpşiroğlu, Zehra (1996): „Ist Ironiekompetenz kulturspezifisch?“ In: Wierlacher, A. und Stötzel, G. (Hrsg.): *Blickwinkel*, München, S. 513-522.
- Liu, James** (1975): *Chinese Theories of Literature*, Chicago.
- Mecklenburg, Norbert** (1990): „Das Feld moderner Literaturtheorien“. In: *Alman Dili ve Edebiyatı Dergisi* 7, S. 37-53.
- Mecklenburg, Norbert** (2008): *Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft*, München.
- Miner, Earl** (1990): *Comparative Poetics*, Princeton 1990.
- Mo Yan** (1997): *Trockener Fluß und andere Geschichten*, Dortmund.
- Paul, Gregor** (1991): „Literarische Universalien und der Begriff der Weltliteratur“. In: Iwasaki, E. (Hrsg.): *Begegnung mit dem „Fremden“*, München, Bd. 10, S. 153-160.
- Peer, Willie van** (1993): „Universals in Literary Theory”. In: Chang, H. (Hrsg.): *Concepts of Literary Theory: East & West*, Taipei, S. 285-291.
- Schapp, Wilhelm** (1976): *In Geschichten verstrickt*, Wiesbaden.
- Turner, Mark (1996): *The Literary Mind*, Oxford.
- Wiredu, Kwasi** (1996): *Cultural universals and particulars*, Bloomington.